

Die Schweizerische Kunstausstellung in Zürich 1917

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 25

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638019>

Nutzungsbedingungen

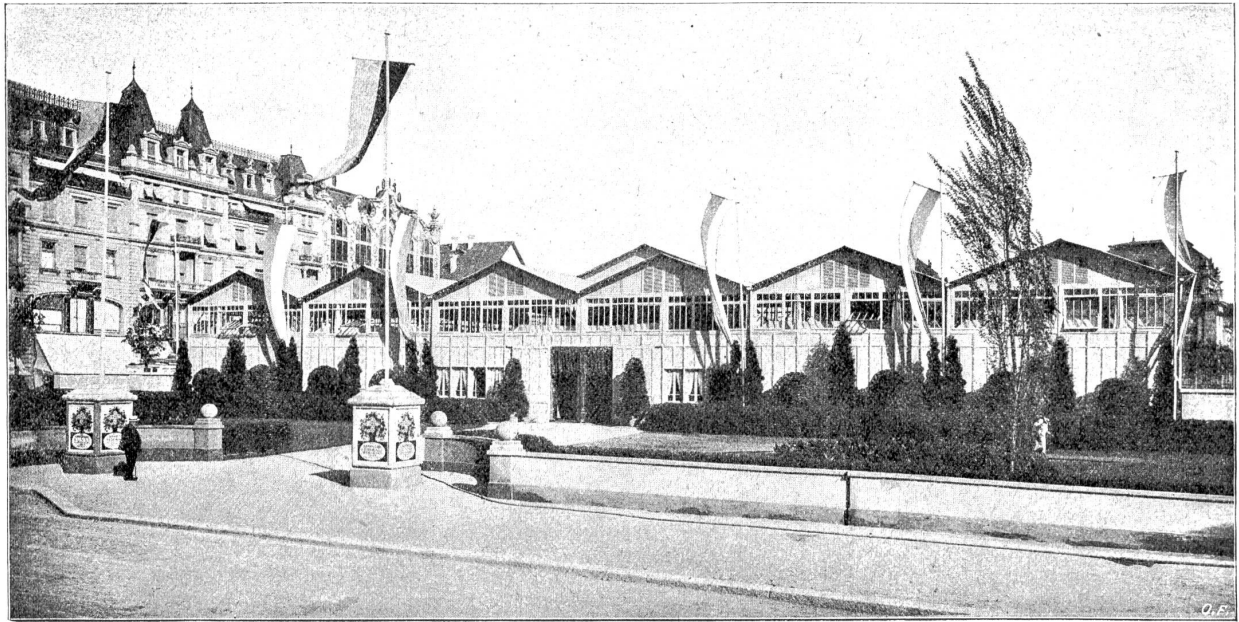
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



XIII. Schweiz. Kunstausstellung in Zürich 1917: Das Ausstellungsgebäude auf dem alten Conhalleplatz. Phot. Ph. u. C. Zincke

„Und grüß den Martin. Er ist doch nett mit dir?“
Lis nickte heftig und ging hinaus.

Man sah ihr aus allen Fenstern nach, als sie langsam durch das Dorf ging, so zierlich und unnahbar, schlank und fremd, daß sich die derben Schulkameradinnen mit Grüßen gar nicht an sie heranwagten. Lis nickte allen freundlich zu, sprach aber mit keiner. Beim Löwenbrunnen traf sie den Schmied. Er ließ seinen Freund stehen und winkte Lis beiseite.

„Ich habe dir schon lange etwas sagen wollen, wenn deine Mutter nicht dabei ist“, brummte er. „Es fällt mir nicht leicht“. Er stockte und betrachtete Lis von oben bis unten. „Du bist schön angezogen, hast Hüte mit Krimskrams drauf und Stiefel wie ein Kunstreiter. Ich weiß nicht, wo ihr das Geld hernehmt. Es geht mich nichts an. Aber eines möchte ich dir sagen: Schulden mach' keine. Langt's nicht, so habt das Herz und kommt und sagt es mir. Kann nicht sagen, daß ich euch das nicht zürnte. Aber hab' ich's, so gebe ich es euch. Hab' ich's nicht, kann ich's mir vielleicht verschaffen. Nur Schulden dulde ich nicht. Da würde ich mit Ruß und Salz dreinfahren.“

„Aber, Vater“, sagte Lis, und sieghafte Anschuld leuchtete ihr aus den Augen. „Nicht für einen Pfennig haben wir je Schulden gemacht.“ Der Schmied wurde ein wenig verlegen.

„Nicht? Das ist gut, Kind. Ich fürchtete, du müßtest mir anders antworten. Wollte aber einmal fragen und dich warnen. Und noch eins. Vergiß nicht, daß du eine Schulmeistersfrau und keine Millionärin bist. Was hast du von dem dünnen Kleidergelump da? Als meine Mutter heiratete, bekam sie zwei Kleider zu ihrer Hochzeit, und als sie starb, erbte sie meine Schwester. Stem. Weil ich dir aber Unrecht getan habe, — ich habe zum Glück ein wenig Geld bei mir — da, kauf' dir etwas, was dir Freude macht, kleine Bachstelze.“ Er zog seinen Lederbeutel hervor, kramte darin und drückte Lis in die Hand, was sich verlohnte,

verschenkt zu werden. Sie dankte strahlend. Der Schmied begleitete sie bis zum Bahnhof und wartete bis zur Ankunft des Lokalzuges.

„Freut mich, freut mich“, rief er ihr noch nach, als die Lokomotive schon anzog. Lis wußte, was er meinte und nickte vergnügt.

Stolz fuhr sie heim, denn Schuldenmachen kannte sie nicht, oder nur vom Hörensagen. Die Mutter hatte jeden Monat nachgeholfen.

Als sie ausstieg, stand Martin da. Heftig drückte er ihr die Hand.

„Es war so traurig ohne dich“, sagte er, und legte seinen Arm in den ihren. Lis hatte vergessen, wie zornig sie über Martin gewesen, als sie fortging. Sie lachte und erzählte, brachte Grüße von Vater und Mutter und zeigte Martin das Geld, das ihr erst die Mutter, und dann der Vater gegeben.

„Sieh einmal, das hat Vater Stefan mir gegeben, weil ich noch nie Schulden gemacht habe.“ Er staunte über die Menge.

„Ja, das war leicht verdient“, lachte sie.

Sie war zärtlich und voll liebenswürdiger Aufmerksamkeit. Das Geld legte sie daheim in eine kleine Lade mit goldbedruckten Fliegen. Sie steckte es zwischen ihre Handschuhe. Der Haushalt sollte keinen Teil daran haben.

So endete der Sonntag, auf den Sepp sich sehr gefreut hatte. (Fortsetzung folgt.)

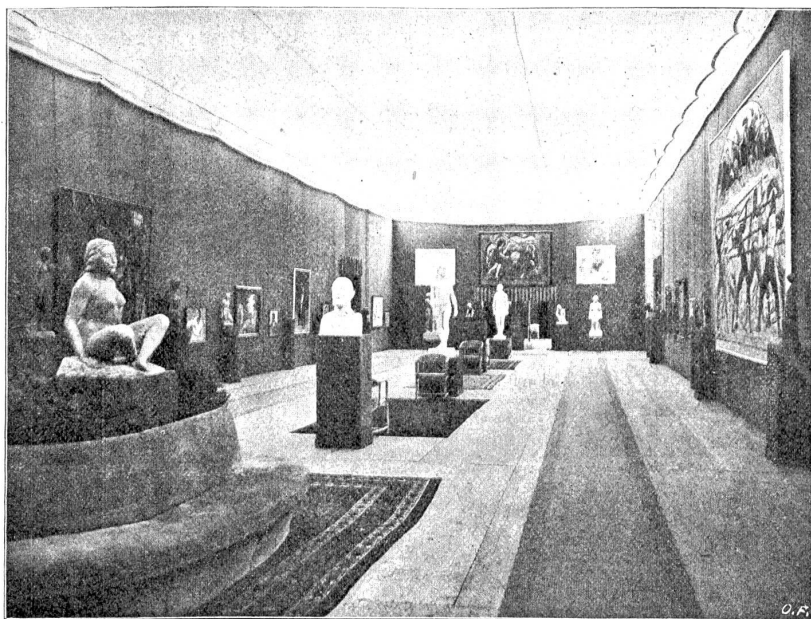
Die Schweizerische Kunstausstellung in Zürich 1917.

Am 15. Mai 1917 wurde auf dem Bellevueplatz, unten am See, die 13. Schweizerische Kunstausstellung eröffnet. Es sind immer noch dieselben unschönen Baracken mit den Wellblechdächern, welche die Schweizerische Kunst beherbergen müssen. Aber während die 12. Ausstellung in Bern viel zu reden gab und in Räten, Sälen und Wirtshaus-

ecken hitzigen Diskussionen rief, wird man sich um die heutige Ausstellung lange nicht so zanken. Das liegt einmal am Besucher selbst. Nicht weil wir der Meinung sind, die vielen Tausende, die über die frühere Ausstellung empört waren, hätten sich nun wesentlich anders zur Kunst eingestellt. Aber sicher überwiegt heute das Denken an den Krieg alles andere; wer Sonntags nach Zürich kommt und über die Limmatbrücke wandert, während die Zeitungsauskäufer die Extrablätter und die neuesten Nachrichten ausrufen, der wird ganz in das Zeitungspapier vertieft an den unscheinbaren Baracken vorüberwandern; und wenn ihn nicht die paar flatternden Fahnen in den Zürcher- und Schweizerfarben zwingen, den Nächsten zu fragen, was da eigentlich los sei, so wird er kaum erfahren, daß hier die 13. Schweizer Kunstausstellung dem Schweizervolke zeigen will, was seine Söhne an Schönheit geschaffen haben. In Bern war das ja anders. Wer an die Landesausstellung kam, hielt sich verpflichtet, alle Hallen zu besuchen. Neben der Fischereihalle und der Mostwirtschenschaft ging man da eben auch einmal in die Kunstausstellung; das gehörte zum Programm. Man mußte das gesehen haben, wenn man daheim erzählen wollte, man sei auch in Bern gewesen. Zweifellos kamen so viele Leute in die Halle der schönen Künste, die in keinem guten Verhältnis standen zur Kunst, denen die Kunst nichts zu sagen hatte, weil in ihnen nichts zu wecken war; und weil in den andern Hallen die Aussteller absichtlich darauf hingearbeitet hatten, in den Augen der Besucher gut dazustehen, weil sie alle das Publikum mehr oder weniger eingeladen hatten, seinen Richterspruch zu fällen über die geleistete Arbeit, so hielt sich dieses Publikum auch verpflichtet, über die Arbeit der Künstler seine Meinung abzugeben, so gut wie über die Lokomotiven und die Schneidereiarbeiten, die man anderswo zu sehen bekam. In Zürich ist das nun wesentlich anders. Es werden nicht viele in die Ausstellungshallen hineingehen, einfach nur um die Neugier zu befriedigen, oder weil man das gesehen haben muß, wenn man auf gesellschaftliche Bildung Anspruch haben will. Ausgeschlossen sind solche Räume ja natürlich nicht; man kann hier niemanden auf Herz und Nieren prüfen und das Bildungsphilistertum ist oft schwer genug zu erkennen. Für die ruhige Entwicklung unserer Kunst ist es aber entschieden besser, daß nur die in die Ausstellung gehen, die zunächst nicht sich selbst, sondern den Künstler hören wollen, die einigermassen das unbequeme Ding Anspruch und Bedürfnis in sich fühlen.

Dann aber haben auch die Künstler dafür gesorgt, daß die Ausstellung nicht eine Angelegenheit des lauten Marktes werde. Man trifft in dieser Ausstellung, in gutem und in bösem, viel weniger Werke, die einem aufregen, die zum Widerspruch auffordern durch eine oft absichtlich betonte Eigenart, die dem Wesen des betreffenden Künstlers vielleicht gar nicht entspricht. Sieht man von Hodler ab, den viele heute nicht mehr als Problem fühlen, läßt man dann Maurice Barraud zur Seite, dann bleibt wirklich nicht mehr viel übrig, über das man sich im Ernste streiten könnte. Das Wandern durch die Ausstellung zeigt vielmehr, daß überall ein sehr guter Durchschnitt vorherrscht, aber gerade das tut einem einmal wohl. Man spürt eine nicht nur vorgespülte, sondern wirkliche Ehrlichkeit aus den Arbeiten der Künstler heraus. Man scheint sich zu besinnen, daß eine Problemlösung nicht durch ihre Aufdringlichkeit, sondern durch ihre innere Ueberzeugungskraft und Geschlossenheit gewinnt.

Die Werke haben es aber auch gar nicht nötig, zu schreien. In Bern mußten sie das. Da war alles ineinander-



XIII. Schweiz. Kunstausstellung in Zürich 1917: Der Hauptsaal (Blick nach Süden)

geschachtelt, zwei, drei Bilder übereinander, die einander weh tun mußten. Das wurde erzwungen durch die Fülle der Bilder. Man ging in der Annahme zu weit. Heute hat jeder Maler höchstens zwei Bilder eingesandt; die Zahl der Bilder wurde so auf 487 beschränkt; so blieb für die Gruppen Bildhauerei, Architektur und Graphik genügend Platz übrig, selbst wenn man, wie man es nun glücklicherweise tat, nie zwei Bilder übereinander, sondern immer eines neben das andere hängte. Man gewinnt dadurch viel Muße beim Schauen; man wird nicht jeden Augenblick durch irgend einen andern Reiz gestört, den ein über oder unter dem zu betrachtenden Bilde hängender Rivale aussendet. So ist es denn möglich, in einem stillen Glücksgefühl durch die Ausstellung zu wandern; man ertappt sich gelegentlich über einem bescheidenen Zunicken, einem freudigen Wehnen.

Zum ersten Male wurde der Ausstellung auch eine neue Abteilung angeschlossen. Die Flucht des Hauptsaaus führt gerade in die Abteilung für dekorative und angewandte Kunst. Durch den Mittelraum, den Graphik und Kellame eingenommen haben, kommt man links an der Abteilung für Metallschmuck, rechts für Buchgewerbe vorbei nach einer langen Quersalle, welche die Abteilungen für Textilien, Holz und Keramik, und — ganz in der Ecke rechts — eine besondere Stube für die Glasmalereien einschließt. Die Ausstellung ist nur klein; sie birgt aber viel des Guten; man wird mit besonderer Freude bemerken, wie die zielbewußte Arbeit des Werkbundes die gute, feine Handwerkskunst gerufen und organisiert hat. Jedenfalls darf der S. W. B. mit innerer Befriedigung auf diese kleine Abteilung blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grasburg in Sage und Geschichte.

Von Friß Schwarz, Sekundarlehrer in Schwarzenburg.

I.

Es lebte einmal ein Ritter, der hieß Crassus und war ein gar tapferer Mann. Jedermann hatte ihn gern, denn er war immer so fröhlich, und wenn er von fremden Landen heimkehrte, in die ihn sein Kaiser oft sandte, so brachte er den Kindern schöne Muscheln oder süße Früchte mit, und wenn er auf die Jagd ging, so fing er ihnen junge Eichhörnchen oder Gimpel. Aber wenn er Bären oder Wölfe wußte, so war es ihm eine Freude, diese bösen Räuber zu